Die Welt im Radio

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 20

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Haben Sie das gehört?

Antwort aus Afrika

ZS. Wir haben hier seinerzeit die Ausführungen von Pfr. Landmann veröffentlicht, der im englischen Radio die Rassentrennung der südafrikanischen Kirche verteidigte und dabei auch bei uns verschiedentlich Widerspruch erregte. Nun hat ein intellektueller Farbiger am gleichen Ort das Wort ergriffen. Ezechiel Mphahlele, der an englischen Universitäten studierte. Die schwere Lage, in der sich gerade die Gebildeten unter den Eingeborenen befinden wird hier kompromißlos geschildert.

Er ist überzeugt, daß für alle farbigen Intellektuellen die «christliche Treuhandschaft» über die Farbigen Lug und Trug geworden ist. Sie betrachten sie als unehrlich. Der christliche Glaube, früher unter den Farbigen und besonders den Negern, leidenschaftlich übernommen, hat seinen anfänglichen Zauber verloren, weil er ihnen als der beste Ausdruck der Heuchelei erscheint. Seit Jahren geht die südafrikanische Kirche bei den Eingeborenen zurück. Die Geschichte der Missionen ist eine Geschichte andauernder Kompromisse. «Wir verloren durch die Lehren der christlichen Mission unsere Illusion, als wir christianisiert und gelehrt wurden, unsere Unterdrücker zu lieben, während unter den Weißen die gleichen Lehren wenn überhaupt, nur selten genannt wurden. Missions-Erziehung mag für ihre Zwecke gut gewesen sein, aber sie eignet sich nicht mehr für Südafrika, weil sie eine veraltete, orthodoxe und sogar reaktionäre Einstellung zu brennenden politischen Problemen fördert. Wir Afrikaner sind bereit, mit den Weißen zusammenzuleben. Aber man verschone uns gefälligst mit väterlicher Güte. Wir verlangen Gerechtigkeit, eine universelle Gerechtigkeit.»

Afrikanische Kinder müssen heute lesen lernen, sonst müssen sie in den zugewiesenen Reservaten unter erbärmlichen Bedingungen leben, weil sie keine Existenz finden. Aber meist können sie nur vier Jahre in die Schule gehen, weil sie dann zum Einkommen der Familie beitragen müssen, soll diese nicht verhungern. Nur selten und unter besonders glücklichen Umständen gelingt es einem Kind, in der zweiten oder dritten Generation sich etwas zu verbessern und höhere Schulen zu besuchen. Gewöhnlich wird der größte Teil dieser Farbigen Lehrer, einige Journalisten und Schriftsteller. Sie können aber ihrem Volke kaum helfen; ihre Lage ist eher noch schlimmer als die des ungelernten Arbeiters. Das hat ihrem Einfluß sehr geschadet, rührt aber zum Teil davon her, daß das farbige Volk, meist aus ökonomischen Gründen, und wegen der Wohnungsnot, ständig in Bewegung ist. Es gibt wenig ständige Funktionen; mit Ausnahme farbiger Aerzte können Straßeninspektoren, Bibliothekare usw. nur sehr schwer unterkommen. Die meisten Akademiker müssen niedere Stellen annehmen. Es hat sich eben gezeigt, daß die meisten Weißen, sowohl der Staat wie die Privatwirtschaft, keine Farbigen lieben, welche gebildet sind. Sie sind ihnen verdächtig, besonders in der Stadt, als gefährlich, vielleicht sogar als Drohung für die Zukunft. Die Weißen bevorzugen farbige Halbgebildete, die ihre Stellungen bescheiden einehmen und gleichzeitig für alle möglichen, niedern Dienste verwerdet werden können. Eine niederdrückende Rolle für Menschen, welche Universitäten mit großem Erfolg absolviert haben. Einige nehmen es philosophisch in Kauf, andere bringen dies nie fertig.

Selbstverständlich bekommt der Farbige immer nur Zweidrittel oder sogar nur die Hälfte des Lohnes für einen Weißen. Er fragt sich dann, ob sich das Studium eigentlich gelohnt habe, und wagt es oft nicht einmal, seinem Arbeitgeber seine wirkliche Schulung bekanntzugeben. Dazu hat er natürlich gegen eine scharfe Konkurrenz der Weißen zu kämpfen. Er ist die billige Arbeitskraft des Weißen und nichts anderes. Dabei haben die großen Städte wie Johannesburg mit 100 000 Einwohnern nur eine einzige Buchdruckerei, einen einzigen Spengler, ein einziges Postamt und nur zwei kleine medizinische Kliniken. Die farbigen Fachleute dürfen nicht in die Lücken springen, und seien sie noch so geschult, fleißig und tüchtig.

Denn man wiederholt ihnen immer wieder: Du gehörst nicht in die Stadt. Diese ist das Land des weißen Mannes. Wenn du für ihn dort zu geringem Lohn untergeordnet arbeiten willst, bist du zwar willkommen, aber wenn du nicht da geboren bist oder nicht 15 Jahre ständig dort gewohnt hast, gehörst du aufs Land, in die Reservate für Farbige. Dort kannst du deinem Volke dienen. Wir werden ihm bald einmal Selbstverwaltung geben, selbstverständlich unter weißer Aufsicht. In den Reservaten gibt es Arbeit für jedermann. Es ist zwar alles in miserablem Zustand und ausgetrocknet, aber die Regierung wird schon wieder für Wasser sorgen. Ihr werdet dort noch Zeiten großer Prosperität erleben, Kinos und Schwimmbäder, Parks und Schulen bekommen wie die Europäer in ihren Gebieten. Aber es wird natürlich Zeit brauchen, sehr viel Zeit. Und verlangt ja kein Stimmrecht, euer Volk will das gar nicht, es ist doch zurückgeblieben. —

Die Farbigen wissen, daß das alles viel zu schön ist, um wahr zu sein. Es würde auch die Preisgabe der betehenden Städte bedeuten, für die sie mit ihrer Hände Arbeit soviel beigetragen haben, um unter erbärmlichen Bedingungen auf eine Utopie zu warten. Die Zukunft ist für sie trübe. Man verhindert sie auch auf jede Weise, mit Europäern Fühlung zu nehmen. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Politik der Weißen auf einen spätern Zusammenstoß mit den Farbigen hinsteuert, der ganz Südafrika zurückwerfen müßte. Es ist unwahr, daß man in Südafrika eine christliche Lösung des Rassenproblems versucht. Wenn der Weiße solche, ehrliche Absichten hätte meint Mphahlele, würde er mit den Vertretern der andern Völker zusammensitzen und seine Pläne mit ihnen besprechen, statt alle möglichen trennenden und diskriminierenden Gesetze zu erlassen mit dem Bemerken: «Ihr werdet es zwar nicht lieben, aber Ihr müßt.» Was für eine christliche Aufrichtigkeit ist das?

Kommunisten entschuldigen sich

ZS. Eines der mächtigsten russischen Sprachrohre in Warschau, Armeegeneral Witaszewski, Mitglied des Zentralkomitees der polnischen kommunistischen Partei, hatte im Frühling einen Angriff auf den Schriftsteller Slominsky unternommen, wie der englische Rundspruch berichtet. Er bezeichnete ihn als «einen jener üblen Intellektuellen und Schreiberlinge, welche unser System hassen.» Mit den letztern Worten dürfte er nicht ganz fehl gegangen sein. Der Angegriffene ist liberal gesinnt und ziemlich nachdrücklich proenglisch eingestellt; er spielte bei der polnischen Entstalinisierung eine führende und mutige Rolle. Der säbelrasselnde Offizier hatte sich aber verrechnet; in der Presse erhob sich ein Sturm und die jungen Intellektuellen nahmen eine ausgesprochen drohende Haltung ein. Die Parteileitung wagte keine Auseinandersetzung und sandte Slominsky in aller Form ein Entschuldigungsschreiben. Der Ministerpräsident gab einige Wochen später seinem Vertrauen in die Presse und in die Intellektuellen öffentlich Ausdruck. Eine mehr liberal gesinnte Gruppe soll in der Führung die Oberhand gegen die Moskauer behalten haben.

In einem polnischen, kommunistischen Bekleidungsladen können die Frauen ihrer Leidenschaft für Hüte fröhnen. Meist können sie sich nur Kopftücher leisten.

Liberaler Kommunismus? Das ist ein Widerspruch in sich selbst. Liberalismus heißt, das Schwergewicht auf die Entfaltungsmöglichkeit und Verantwortung des Einzelmenschen legen statt auf den Staat, die Kirche oder sonst eine Gruppe. Also gerade das Gegenteil des kollektiven Kommunismus. Aber das Wort ist in Polen öffentlich gefallen. Darin liegt zweifellos eine Anerkennung des Westens, des alten Trägers des Liberalismus. In vielen Städten Polens gilt der Westen tatsächlich wieder als Vorbild. «Wir vergleichen mit dem Westen», bemerkte ein Pole zu einem Besucher, «er hat alle Schwierigkeiten mit Erfolg gemeistert». Auf die Frage, ob er denn angesichts der Umstände nicht besser mit den russischen Leistungen Vergleiche ziehen sollte, erwiderte er geringschätzig: «Asiatische Standarde würden für unser Volk nicht genügen.» Man darf sich davon aber nicht zu viel versprechen; «Liberalismus» heißt hier nicht etwa Einführung der Demokratie oder gar Feindschaft zum Kommunismus. Die «liberal-kommunistischen» Elemente in den Satellitenstaaten denken mehr an eine Kollektivgesellschaft auf Grund einer einzigen Partei, die aber in ihrem wirtschaftlichen Leben nicht von Polizei-Sanktionen abhängig sein und nicht mit Händen und Füßen an Moskau gebunden sein soll. Das marxistische Dogma, daß bei einer Gesellschaft, in der sich die wirtschaftliche Macht in den Händen der «arbeitenden Klasse» befindet, kein Platz für eine andere Partei besteht (ausgenommen eine unzulässige gegenrevolutionäre), wird für unantastbar gehalten. Die uralte, slawische Geringschätzung des einzelnen Menschen bleibt bestehen.